

Wenn Forschung und Praxis gemeinsam ihr Verhältnis klären – Impressionen einer teilnehmenden Beobachtung

Vortrag auf der Transferkonferenz „Praxis trifft Forschung, Forschung trifft Praxis – was wir voneinander wissen (wollen)“ am 02.02.2018 in Berlin (leicht gekürzte und veränderte Fassung)

Liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieser Transferkonferenz,

ich bin eingeladen worden, um am Ende von ereignisreichen zwei Tagen meine Beobachtungen, meine Eindrücke, meine Analysen von und zu der Konferenz zu referieren. Ausgangspunkt dazu ist der Titel für meine Reflexionen: „Wenn Forschung und Praxis gemeinsam ihr Verhältnis klären – Impressionen einer teilnehmenden Beobachtung“. Damit ist bereits angedeutet, was ich in den letzten Tagen gemacht habe: Ich verstand mich als jemand, der beobachtet und vor Ort dokumentiert – und dies bei möglichst vielen Gelegenheiten....

Um das Verhältnis von Forschung und Praxis zu beleuchten, gehe ich von der Vorstellung aus, dass die Sphäre Forschung/Wissenschaft auf der einen und die Sphäre der Praxis der Kinder- und Jugendhilfe auf der anderen Seite unterschiedlichen Rationalitäten und Handlungslogiken folgen. Diese Unterschiedlichkeit sollte sich zeigen, wenn Vertreterinnen und Vertreter beider Systeme für zwei Konferenztage zusammenkommen – und sie hat sich gezeigt! Ich habe die vielen Inputs, die Diskussionen, ebenso wie die hier handelnden Personen und deren Stellungnahmen zum Untersuchungsgegenstand gemacht. Meine Ausführungen basieren auf dem, was zu sehen und zu hören war – eingebettet in den offiziellen Programmablauf aber auch in kommentierenden Statements in den Pausen. Ich gehe also davon aus, dass Ihnen vieles bekannt vorkommen wird; wenn dies nicht der Fall wäre, hätte ich wohl meine Aufgabe verfehlt.

Eine Bemerkung vorab: Mein Bestreben war es, nicht nur eine Zusammenfassung zu geben, sondern auch Punkte zu identifizieren, die entweder ein relevantes Zwischenergebnis markieren oder für eine Weiterarbeit an dem Thema wichtig sein können. Es ist mir allerdings häufig folgendermaßen ergangen: Immer wenn ich solche Punkte für meinen Vortrag identifiziert hatte, musste ich diese eine Stunde später wieder verwerfen. Oder anders ausge-

drückt: Anfragen für die Nacharbeit der Transferkonferenz, Zukunftsaufgaben für die Zusammenarbeit von Forschung und Praxis hatte ich gerade formuliert, da wurden genau diese Punkte von den Referentinnen und Referenten auf dem Podium angesprochen – das spricht zwar für einen gelungenen Aufbau der Tagung, macht meinen Part allerdings eher komplizierter.

Das Interesse an dieser Transferkonferenz war enorm. Dies lässt sich am besten daran ablesen, dass bereits zwei Wochen vor Ablauf der Anmeldefrist die Konferenz ausgebucht war. Teilgenommen haben letztlich insgesamt über 100 Personen, wobei sich das Verhältnis der Personen aus der Praxis und der aus der Forschung bzw. der Wissenschaft in etwa ausgewogen darstellt. Eine Konferenz, die ganz ausdrücklich zwei Perspektiven zur Sprache kommen und gemeinsam sich austauschen lassen möchte, verfolgt – so meine Vermutung vorab – ein überfälliges aber auch schwierig zu realisierendes Vorhaben. Meine Fragen vor Beginn der Veranstaltung lauteten:

- Kann es gelingen, die unterschiedlichen Interessen, die spezifischen Perspektiven und Vorverständnisse sowie die heterogenen Erwartungen der anwesenden Personen aus verschiedenen Handlungskontexten so zu kanalisieren, dass ein gemeinsames Arbeiten ermöglicht wird?
- Trägt der Wille, die Handlungsbedingungen und die Bedarflagen der anderen verstehen zu wollen, so weit, dass gemeinsam geteilte und tragfähige „Zwischen-Arbeitsergebnisse“ entwickelt werden?

Um ein Resümee meiner Beobachtungen direkt zu Beginn zu offenbaren: Ja, ich konnte den Eindruck gewinnen, dass in den meisten Einheiten ein gemeinsames Arbeiten umgesetzt wurde und dass auch durch viele Inputs, Statements sowie Diskussionen interessante Aspekte und Facetten des Verhältnisses angesprochen wurden. Ja, dies ist mein Eindruck – aber ein „aber“ folgt auch! Dazu zwei Punkte:

1. Karin Böllert sagte zu Beginn, dass die AGJ mit dem Thema der Transferkonferenz Neuland betreten wird. Wer Neuland betritt, ist darauf angewiesen, Orientierung zu finden, neugierig zu sein und vor allem zuhören zu können. Wer zugehört hat, bekam in den zwei Tagen eine Fülle von Ideen für eine bessere, nachhaltigere Kooperation von Praxis und Forschung präsentiert. Wenn diese allerdings weiter konturiert wurden, provozierten die Ausführungen auch immer Reaktionen – nach dem Muster: „Ja, aber ...“ Ich möchte ein Beispiel anführen:

In den ersten Inputs des ersten Konferenztages wurde deutlich, was eine für die Praxis brauchbare Forschung alles liefern sollte. Ein ganz entscheidender Punkt war, dass eine sogenannte „Win-win-Situation“ entwickelt werden sollte. Die ist für die Praxis vor allem dann gegeben, wenn die eigenen Fragen bedient werden und der Nutzen von Forschungsfragen und Forschungsbefunden im Rahmen des beruflichen Alltags sichtbar ge-

macht wird. Ja, dies klingt nachvollziehbar – aber: Nützlichkeit ist keine Perspektive, die für Wissenschaft tragfähig ist; Forschung und daran geknüpfte Verwertungsinteressen passen nicht bruchlos zusammen. Die Rolle der Wissenschaft ist auch dadurch geprägt, dass sie eben nicht für die politischen oder fachlichen Konsequenzen der Befunde verantwortlich zeichnet, sondern losgelöst davon eine kritische Perspektive einnehmen kann. Sobald die Frage der Verwertbarkeit im Forschungsprozess mitgedacht wird, besteht die Gefahr, dass sich eine „Schere im Kopf“ entwickelt, dass vielleicht sogar etablierte Gütekriterien wissenschaftlicher Arbeit in Gefahr geraten. Zudem – so wurde es mehrfach betont: Der Nutzen ist abhängig von der Funktion bzw. der Aufgabe derjenigen, die Forschungsergebnisse transferieren möchten. Ja, aber dennoch: Es gibt auch den direkten Zusammenhang zwischen Forschung und Praxisanforderungen. Von sehr guten kleinen empirischen Arbeiten auf Bachelor- oder Master-Niveau erwarte ich nämlich auch ein paar Hinweise auf praktische Konsequenzen für die Praxis der Sozialen Arbeit – nicht nur eine gute, ausschließlich wissenschaftliche Beantwortung der engen Forschungsfrage.

2. Mein zweiter Punkt: Es wurde der Anspruch an Wissenschaft bzw. Forschung herangezogen, dass dieses System nicht nur „Wissen“ weiterzugeben habe. Forschung sollte auch verdeutlichen, um welches Wissen es sich handelt und wie und bei welchen Gelegenheiten das Wissen eine Grundlage für Handlungsentscheidungen darstellen kann. Die Begründung: Praxis braucht Hilfestellungen für den Umgang mit Forschungsbefunden – also vielmals auch Hilfen für das Verstehen einer eher unbekannteren Fachsprache und für eine Reduzierung von Komplexität. Ja – aber kann Forschung solches leisten, ohne den sinnvollen Anspruch hinsichtlich einer Selbstermächtigung der Praxis aufzugeben? Eine „Anleitung“ zum Umgang mit den Produkten von Wissenschaft und Forschung kann keine wirkliche Hilfe sein. So wird eher ein hierarchisches Verhältnis produziert. Aber vielleicht sind – jenseits von Anleitungen – Hinweise darauf sinnvoll, für welche Praxisfragen sich Antworten in den Befunden verbergen. Vielleicht ist dies gemeint gewesen, wenn darauf hingewiesen wurde, dass Forschung lediglich „Denkangebote“ bereitstellen kann.

Ich denke, diese beiden Punkte genügen bereits, um aufzuzeigen, dass – wie so häufig auch hier – eine intensive Beschäftigung mit einem Thema, die Komplexität der Materie und die Kompliziertheit der Strategieentwicklung offenbart. Vor daher ist es auch nicht möglich, am Ende der Transferkonferenz intersubjektiv geklärte Ergebnisse der Tagung zu formulieren. Ich kann hier Inputs, Überlegungen, Ideen in verdichteter und etwas geordneter Form weitergeben. Diese wurden allerdings nicht ausgiebig diskutiert – sie haben also eher den Status von Zwischenbefunden und von Statements, die Weiterarbeit provozieren. Mein aufmerksames Zuhören hat genauso viele Fragen wie interessante Ideen produziert. Das angesprochene Neuland ist längst noch nicht bekannt oder vertraut, es scheint bislang nicht einmal vermessen zu sein. Auch dazu beispielhaft einige Anmerkungen:

- Vor dem Hintergrund, dass von Seiten der Politik ein vermehrter Bedarf an wissenschaftlicher Politikberatung angemeldet wird, stellt sich die Frage, ob die duale Gegenüberstellung von Forschung und Praxis überhaupt ausreichend ist, um etwas zu bewegen. Sollten nicht auch andere Akteursgruppen – Politik und Verwaltung oder finanzierende öffentliche und private Institutionen – in diesen Prozess der Verständigung zu Fragen des Wissenstransfers eingeschlossen werden?
- Außerdem wurde zu Recht darauf hingewiesen, dass die Rede von der Praxis unzureichend und zu undifferenziert ist. Die Funktionen und Aufgaben in der Praxis sind so vielfältig, dass auch die Anfragen und Erwartungen an Forschung sehr heterogen ausfallen. Es macht z.B. einen Unterschied, ob die operativ handelnde, die strategisch entwickelnde oder die politisch agierende Ebene in Praxisinstitutionen in den Blick genommen wird. Weiterhin wurde klargestellt, dass zur Praxis der Sozialen Arbeit bzw. der Kinder- und Jugendhilfe natürlich auch die Adressatinnen und Adressaten als Koproduzenten gehören. Sie sind notwendiger Bestandteil von Praxis und Leistungserbringung. Diese Personen müssen allerdings unter Umständen in besonderer Weise in die Lage versetzt werden, sich die wissenschaftlichen Themen und die Fachsprache anzueignen. Wissenschaft hat in diesem Kontext, genau wie die Fachkräfte im operativen Geschäft, Empowermentprozesse zu ermöglichen – so eine Forderung.

Werden die Input- und Diskussionseinheiten der Transferkonferenz als Ganzes reflektiert, dann ist auffällig, dass viele Gespräche um drei Gegenstandsbereiche kreisten, die bereits in der ersten Phase der Konferenz thematisiert wurden. Dies betrifft

1. ein erweitertes Forschungsverständnis (Schlüsselbegriff: Begleitforschung);
 2. eine neue Rolle der Forschenden (, die dialogitierend agieren sollen)
 3. und letztlich die Etablierung von Begegnungsgelegenheiten (Schlüsselbegriffe: Transferagenturen und Dialogorte).
- Zum ersten Punkt: Gefordert wurde ein **erweitertes Forschungsverständnis** – in einer eher kleinen und in einer eher großen Variante: also einmal mit Blick auf geplante und finanzierte Transfereinheiten und zum anderen hinsichtlich dessen, was zum Schlüsselbegriff „Begleitforschung“ diskutiert wurde.
 - Zur „kleinen“ Variante: Ich habe das nachfolgend skizzierte Szenario in der Rolle des Forschenden viele Male erlebt: Im Auftrag von Zuwendungsgebern und in Kooperation mit Praxisinstitutionen hat Forschungsarbeit die Strukturen und Prozesse der Praxis in den forschenden Blick genommen. Auf der Grundlage der Aufbereitung des Wissen- und Forschungsstands, des Einsatzes von Methoden der empirischen Sozialforschung und einer systematischen Analyse wurde Kritik geübt, es wurden Vergleiche angestellt, Idealtypen skizziert, Entwicklungen rekonstruiert und manchmal Stärken und Schwächen eines Praxiskontextes isoliert und Vieles mehr. Positive Effekte

einer solchen Forschung ergeben sich allerdings nicht automatisch. Forschungsbefunde müssen zuerst als Irritationen von außen wahrgenommen und als Anregung für Veränderung verstanden werden. Doch dieser sich anschließende Prozess muss in der Regel ohne Beteiligung der Wissenschaft erfolgen, da der Zuwendungsbescheid ein Engagement der Forschenden in dieser Phase nicht mehr vorsieht. Um die Praxisrelevanz von Forschung zu erhöhen – so wurde mehrfach argumentiert –, sollten Zuwendungsgeber aus öffentlichen Haushalten oder privaten Stiftungen die Arbeitsschritte des Transfers von Forschungsbefunden sowie ggf. die Implementierung von Veränderungen von Beginn an einbeziehen.

- Zur „größeren“ Variante: Der Idealtypus einer Begleitforschung, die mehrfach als wünschenswert bezeichnet wurde, lässt sich vielleicht folgendermaßen beschreiben: Es geht um Veränderung von Praxis im Nachgang von Forschungsbefunden – also um die Initiierung von Prozessen mit dem Ziel gewünschte Veränderungen hervorzubringen oder als „gut bewertete“ Praxis weiterzuentwickeln bzw. zu stabilisieren. Dies bedeutet einen Übergang von Forschungs- hin zu Entwicklungs- und Planungsprozessen. Dies ist verbunden mit einem zumindest leichten Aufbrechen der Restriktionen, die eine Querschnittsperspektive und eine Projektarbeit zwangsläufig mit sich bringt. Es ist vielleicht auch ein Einstieg in ein Nachhaltigkeitsdenken. In einem Workshop des zweiten Tages sind positive Effekte einer solchen Begleitforschung benannt worden: Aufgrund von Erfahrungen aus der Praxis wurde wissenschaftliche Begleitung als ein „Pfund“ bezeichnet, das die praktische Arbeit bereichert. Allerdings ist eine solche Begleitforschung auch für alle beteiligten Akteursgruppen voraussetzungsvoll:

Mit Blick auf das System Wissenschaft: Der Methodeneinsatz ist vielleicht noch phantasievoller zu gestalten; die üblichen, manchmal eingefahrenen, standardisierten Forschungsabläufe sind aufzubrechen; es ist mit Überraschungen zu rechnen. Zudem geht Planungssicherheit verloren, Forschung ist noch weniger als üblich „Herr des Verfahrens“. Es stellt sich die Frage, ob dies überhaupt noch Forschung ist, die möglichst objektive Befunde produziert - oder kommt sie damit ihrem Untersuchungsgegenstand zu nah? Dafür bekommt die Wissenschaft allerdings die seltene Möglichkeit, Wirkungen des (vielleicht eigenen) Forschungsgeschehens mitzubekommen, ja sogar untersuchen zu können.

Hinsichtlich der Förderinstitutionen lässt sich schlicht folgern: Begleitforschung ist zu fördern. Wenn sie sich an Forschungsprojekte anschließt, dann verlängert Begleitforschung oder die wissenschaftliche Begleitung den Förderzeitraum und macht das Projekt teurer.

Mit Blick auf Praxis: Die Praxisinstitutionen müssen sich in anderer Weise öffnen. Praxis wird als Prozess über einen längeren Zeitraum wahrgenommen, es ist keine schnelle Kooperation im Sinne einer Informationsweitergabe in Form eines Quer-

schnitts möglich. Dafür erhalten die Praxisinstitutionen und ihr Personal im Idealfall aber Reflexionshilfen mit evaluativen Elementen – und den nützlichen Blick von außen.

- Mein zweiter Punkt betrifft die Idee/die **Leitidee einer dialogorientierteren Forschung**, die viel Zustimmung erhalten hat. Die Idee besagt idealtypisch, dass Forschungsprojekte von Beginn an im Dialog zwischen Forschung und Praxis zu planen sind. Der Forschungsprozess soll einen dialogischen Charakter besitzen. Praxis – also die Leistungserbringer sozialer Arbeit und die Adressaten – sind demnach nicht nur als Untersuchungsgegenstand, sondern auch als integrale Akteursgruppen des Forschungsprozesses zu verstehen. Dies bedeutet unter anderem:
 - Erkenntnisinteressen und Rollen sollen offengelegt werden und dabei könnten vor allem die Überschneidungsbereiche identifiziert und (weiter)entwickelt werden.
 - Die vorhandenen und die vermuteten Machtverhältnisse sollen ausdiskutiert und geklärt werden.
 - Die Forschenden sollen möglichst vorurteilsfrei in eine neue Lebenswelt eintauchen und dennoch die Perspektive der Fremdheit einhalten.
 - Praxis ist nicht nur als Instanz der Datenlieferung zu verstehen, sondern auch als Instanz mit eigenen ernst zu nehmenden Forschungsfragen.
 - Entsprechend zu diesen Ansprüchen sind auch kooperative Methoden zu entwickeln und einzusetzen. In einem Workshop des ersten Tages wurde dazu ein passendes Beispiel gegeben: Dort wurden Gruppendiskussionen als „diskursive Interviews“ durchgeführt und die Auswertung erfolgte in mehreren Auswertungsschleifen in Kooperation mit der Fachpraxis.

Ein solches aufwändiges Verfahren kann nur dann umgesetzt werden, wenn die Trägerorganisationen, die Führungs- und Leitungspersonen Forschung auf dem Plan haben, wenn die Mitarbeiterschaft Forschung als Option zu Reflexion und der Aufklärung wertschätzt und entsprechende Ressourcen für die Abteilungen/Personen bereitgestellt werden. Auch für die Seite der Forschung ergeben sich Ansprüche: So sind etwa die eigenen Rollen als Experten für empirische Vorhaben kritisch zu betrachten. Auch sollte der Methodenkanon der empirischen Sozialforschung dahingehend durchleuchtet werden, dass partizipative Elemente zu Tage gebracht werden, die dennoch die Gütekriterien des Wissenschaftssystems erfüllen können.

- Zum dritten Punkt: Wir brauchen **Begegnungsgelegenheiten** jenseits der zufälligen. Viele Beiträge stimmten in der Aussage darin überein, dass Transfer dann gelingt, wenn Begegnung geplant, systematisch und permanent passiert. Die Rede war von „Transferagenten“ oder „Transferagenturen“. Dies müssten intermediäre Instanzen sein, Schnittstellen zwischen Wissenschaft und Forschung, die Beziehungen in beide Systeme haben und für beide Systeme Übersetzungen anbieten. Wer kann das sein? Sind dies et-

wa die Fachreferenten der Verbände, Netzwerke von Kommunen, Fach- und Dachverbände oder etwa dafür spezialisierte Institute? Viele Personen haben im Laufe der Transferkonferenz diese Rolle explizit oder implizit für sich in Anspruch genommen. Dennoch bleiben Fragen – beispielsweise:

- Wie sind diese Personen/diese Institutionen zu finden? Welche Kanäle der Kontaktaufnahme sind überhaupt bekannt?
- Welche Qualifikationen/Kompetenzen sollten diese Personen/Institutionen mitbringen; wie und wo lassen sich diese Qualifikationen für Transferagenturen erwerben?
- Es bleibt aber auch die Grundsatzfrage: Braucht es überhaupt spezialisierte Transferinstitutionen, die dann auch immer Eigeninteressen ausbilden? Oder sind eher Orte der Begegnung und des Austauschs viel sinnvoller? Dies wären dann Wissenschaft-Praxis-Dialoge mit einem hybriden Charakter in ganz unterschiedlichen Ausdrucksformen.

Ich komme zum Schluss meiner Ausführungen: Thorstein Veblen, einem amerikanischen Soziologen, Nationalökonom und Vertreter eines frühen Institutionalismus, der vor allem im Anfang des 20. Jahrhunderts forschend tätig war, wird das folgende Zitat zugeschrieben: „Ernst zu nehmende Forschung erkennt man daran, dass plötzlich zwei Probleme existieren, wo es vorher nur eines gegeben hat.“ Forschung gibt im Idealfall nicht nur Antworten, sondern wirft immer auch neue, zusätzliche Forschungsfragen auf – insofern ist diese Aussage nicht nur richtig, sondern auch positiv konnotiert. Andererseits lässt sich dieses isolierte Zitat auch auf das hier thematisierte Verhältnis von Forschung und Praxis beziehen. Und in diesem Sinne hoffe ich, dass mit dieser Transferkonferenz ein Weg eingeschlagen wird, an dessen Ende Forschung und Kinder- und Jugendhilfepraxis ein Verhältnis ausbilden, das mittelfristig eher hilft, Probleme zu lösen als neue Probleme entstehen zu lassen.